tionalen Währungsfonds 1982 (Pinkasz), Eröffnung der Suzuki-Fabrik in Esztergom 1991 (Magdolna Sass), erste Pride-Parade in Budapest 1997 (Péter Hanzli und Judit Takács), EU-Beitritt 2004 (Laczó), globale Finanz- und Wirtschaftskrise in Ungarn (Dóra Pirovska) und Annahme des „Lex CEU“ 2017 (Dániel Hegedűs).

Auch wenn die Zugangsweisen der einzelnen Vf. zu ihrer Thematik und der Informationsgehalt ihrer Artikel sehr unterschiedlich sind, einige Darstellungen auch durchaus bekannte Themen mit internationalem Bezug behandeln und der globale bzw. transnationale Ansatz unterschiedlich interpretiert bzw. angewandt wird, so wird der Sammelband doch insgesamt seinem Anspruch gerecht, methodisch und thematisch viel Neues über Ungarn in seiner globalen bzw. transnationalen Einbindung zu bieten. Die behandelten Aspekte könnten – im Falle einer entsprechenden Übersetzung – durchaus auch die internationale Historiografie bereichern. Hervorzuheben sind hier z. B. die Artikel zu den transnationalen Aktivitäten der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, die Darstellungen zu den „Einbindungen“ des sozialistischen Ungarn in die internationalen Prozesse oder die Abhandlungen zu den Herausforderungen der europäischen Integration für Ungarn. Zwei Fragen werfen sich dem Rezensenten aber doch auf: Zum einen beschränkt sich der Band – im Gegensatz zu den aufgeführten früheren Sammelbänden – auf die „neuzeitliche Geschichte“, womit die Jahre seit 1869 gemeint sind. Dass die früheren Epochen ausgespart bleiben, erscheint allerdings mit Blick auf den Forschungsansatz kaum nachvollziehbar und hätte – sofern überhaupt möglich – erklärt werden müssen. Zum anderen ist es wenig verständlich, dass die globale Geschichte eines Landes zumeist fast ausschließlich von „nationalen“, wenn auch oft in die internationale Forschung eingebundenen Historiker:innen behandelt wird – und dies betrifft nicht nur den Fall Ungarn. Hier gäbe es durchaus noch historiografischen Modernisierungsbedarf für den globalhistorischen und transnationalen Ansatz.

Budapest

Andreas Schmidt-Schweizer

Kacper Poblocki: Chamstwo. Wydawnictwo Czarne. Wołowiec 2022. 384 S. ISBN 978-83-8191-615-8. (PLN 41,08.)

Auch für die polnische Historiografie hat man neuerdings einen *turn* ausgerufen, den *zwrot ludowy*, die „Wende zum Volk“. Eine Nation, die so lange und intensiv von ihrem Adel geprägt worden ist, neigte im 19. und 20. Jh. dazu, ihre Geschichte in der Frühen Neuzeit mit der Geschichte der *szlachta* und ihrer „Adelsrepublik“ zu identifizieren und letztere als Vorläuferin von freiheitlicher und demokratischer Ordnung zu interpretieren. Während der kommunistischen Zeit wurde eine Hinwendung zur Geschichte von Arbeitern und Bauern verordnet, was aber nur noch mehr dazu beigetragen hat, einen solchen Ansatz zu diskreditieren, und das auch nach dem Ende des Kommunismus. Es bedurfte einer neuen Generation von Historikern, um die jahrhundertelange Unterdrückung von 90 Prozent der polnischen Bevölkerung wieder zum Thema zu machen. 2020 erschien Adam Leszczyński's Buch „Volksgeschichte Polens“, das zum Bestseller avancierte.¹

Ein ähnliches Echo löste ein Jahr später der Anthropologe Kacper Poblocki mit einem Buch aus, das den extrem kurzen Titel „Chamstwo“ trägt. Das im Deutschen eigentlich unübersetzbare Wort ist hergeleitet von Noahs Sohn Ham, der nach der vormodernen Interpretation in Europa der Stammvater aller Bauern war. Im Sprachgebrauch des polnischen Adels wurde *chamstwo* zu einem abgrenzenden Synonym für Rohheit und Primitivität, das Ausbeutung und Gewaltanwendung gegenüber allen Nicht-Adligen rechtfertigte.

Im Mittelpunkt der Darstellung P.s stehen denn auch die Praktiken der Gewalt im Umgang des Adels mit den Bauern sowie die körperlichen und vor allem psychischen Folgen,

¹ ADAM LESZCZYŃSKI: Ludowa historia Polski. Historia wyzysku i oporu. Mitologia panowania [Volksgeschichte Polens. Eine Geschichte von Ausbeutung und Widerstand. Die Mythologie der Herrschaft], Warszawa 2020.

die diese Praktiken nach sich zogen. P. kann zeigen, dass sie mit dem Ende des Adelsstaats und den Teilungen Polens keineswegs an ein Ende kamen, sondern während des 19. und teilweise auch des 20. Jh. weiter ausgeübt wurden. Sie haben eine tiefe Spur in der Mentalität der polnischen Unterschichten hinterlassen, die der Vf. nun ans Licht holt. Das ist nicht einfach, denn wie üblich sind auch hier die schriftlichen Quellen zum größten Teil von der herrschenden Klasse produziert worden (P. bedient sich hier ganz bewusst wieder der marxistischen Terminologie), die ihren brutalen Umgang mit den Bauern teils verschwiegen und teils verharmlost hat. Gerade darin liegt der besondere Wert der Arbeit, denn P. scheint zwar selbst keine Quellenstudien betrieben zu haben, schöpft aber eine Menge an Informationen aus vergessenen Publikationen aus der Zeit der Volksrepublik und aus älterer Literatur von polnischen Ethnografen, mit der er bestens vertraut ist und deren Wert er auf diese Weise wieder in Erinnerung bringt. Dort finden sich auch einige edierte Tagebücher von polnischen Bauern und überlieferte mündliche Berichte.

Darüber hinaus zeigt P. ein großes psychologisches Gespür dafür, wie sich die lange Erfahrung erlittener Gewalt in der bäuerlichen Kultur in Polen niedergeschlagen hat: in Erzählungen, Redewendungen, Ritualen und Aberglauben. Hier entdeckt er Spuren früherer Verhältnisse, die sich dem Schulhistoriker selten erschließen. Wie üblich in solchen Fällen, sind die Zusammenhänge meistens nicht beweisbar und die Repräsentativität der Beispiele wird nicht belegt. Manche Urteile erscheinen zu pauschal, aber aus der Fülle von P.s Belegen ergibt sich doch ein Bild, das im Wesentlichen plausibel ist. Demnach erzeugte die feudale Unterdrückung bei den polnischen Bauern den Typ eines Menschen, der zwei Seelen hat: die eines entmenslichten Sklaven, der die Gewalt wie ein willenloser Gegenstand hinnimmt, und die Seele eines Menschen, die trotz allem unter der gegenüber den Herren hervorgekehrten Sklavengestalt erhalten bleibt und bei Gelegenheit zum Vorschein kommt. P. entdeckt eine Reihe von unterschweligen Abwehrmethoden der Bauern gegen ihr Leid. Außerdem kann er auf die ununterbrochene Tradition von Aufständen und Bauernkriegen verweisen, die die *szlachta* zwar gern zu verheimlichen suchte, die aber von Historikern längst nachgewiesen worden sind, auch wenn sie im Mainstream der polnischen Historiografie lange keine große Rolle spielten. Die polnischen Bauern entwickelten kein Verhältnis zu dem Staat, der sich ihnen nur als Institution ihrer Unterdrücker zeigte, und damit auch kein Verhältnis zu einer polnischen Nation. Das erleichterte die Teilungen Polens. Bis dahin war der Adel bemüht gewesen, den immer gefährdeten Status quo aufrechtzuerhalten. Aber als im Kościuszko-Aufstand deutlich wurde, dass ein polnischer Staat höchstens zu erhalten war, wenn man die Bauern bewaffnete, unterwarf sich der Adel gern den Teilungsmächten, unter denen er seinen Besitz behalten und die Unterdrückung der Bauern noch lange fortsetzen konnte. Als die Verhältnisse sich schließlich doch zu wandeln begannen und ein neuer polnischer Staat entstand, waren die Oberschichten darum bemüht, ein Zusammengehörigkeitsgefühl aller gesellschaftlichen Gruppen zu erzeugen. Ihre Historiker verbreiteten den Mythos, dass Bauern und Adlige im alten Polen – im Gegensatz zu anderen Ländern – einträchtig zusammengelebt hätten und das polnische Dorf ein Idyll gewesen sei. Dieses Geschichtsbild sollte – so meint P. – dazu dienen, bei den Bauern keine Forderungen nach Rache oder Entschädigung für das frühere Unrecht aufkommen zu lassen – eine interessante Feststellung in Zeiten polnischer Reparationsforderungen an Deutschland.

P. zeigt sich gut vertraut mit der angelsächsischen Literatur zur Unterdrückung von Unterschichten in der Geschichte, die er immer wieder zum Vergleich heranzieht. Letztlich kommt er zu dem Schluss, dass die Verhältnisse in Polen nicht schlimmer gewesen seien als in anderen Ländern. Aber zahlreiche polnische Rezensenten haben bereits geäußert, dass ein solches Buch gerade in Polen besonders nötig war, wo die jahrhundertlange Unterdrückung eines großen Teils des Volks durch einen anderen Teil durch einen Strom von patriotischer Geschichtsschreibung im Nachhinein überdeckt worden ist. Entsprechend haben die heutigen Vertreter dieser Richtung auch bereits ihre Entrüstung über diese „Neudefinition des Polentums“ artikuliert, die den Klassenhass nach Polen zurückbringe.

Trotz seines großen historischen Werts ist das Buch eher essayistisch geschrieben, was auch darin zum Ausdruck kommt, dass die Kapitelüberschriften (ebenso wie der Titel) aus kurzen, pointierten Wendungen bestehen, aus denen man nur sehr bedingt auf den Inhalt schließen kann. So fällt die Orientierung im Text nicht leicht und das ebenso vor wie während der Lektüre. Ansonsten ist der Text aber gut lesbar und entschädigt durch seine hohe Dichte an Informationen, die zu diesem Thema anderswo kaum zu haben ist.

Freiburg i. Breisgau

Martin Faber

State Construction and Art in East Central Europe, 1918–2018. Hrsg. von Agnieszka Chmielewska, Irena Kossowska und Marcin Lachowski. (Routledge Research in Art History.) Routledge. New York – London 2022. 316 S., Ill. ISBN 978-1-032-19587-2. (€ 44,80.)

This anthology of 23 texts dedicated to the relationship between artistic practice and processes of (re)building states and nations in the historically and politically complex region of East Central Europe is the result of an international conference held in Warsaw in 2018. The volume claims to take into account the past 100 years of East Central Europe’s troubled history—from the emergence of independent nation-states after World War I, through the communist era, to the period of political transformation after 1989 and our globalized present. In fact, the question of how identity politics and nationalism shape the region today is raised only occasionally.

The editors still consider the history of East Central Europe “to be overlooked or misrepresented” within the broader field of global art history. Their detailed introduction favors an anti-Eurocentric perspective inspired by postcolonial theory. The editors refer to the various colonization processes to which East Central Europe was exposed as “intra-European” in the nineteenth and twentieth centuries, “neo-colonialism” emanating from the West in the post–Cold War era, as well as processes of “self-colonization” (Alexander Kiossev) (p. 2). Following Piotr Piotrowski’s concept of “horizontal art history,” they advocate an investigation of the artistic milieus that does away with the center–periphery dichotomy and takes into account the local diversity and complexity of the East Central European context. They agree with Béata Hock and other proponents of a transnational perspective in East Central European studies, even though Hock herself professes to have little interest in “popular thought patterns” such as “regional specificity” or “Eastern European collective identity.”¹

The first chapter of this book, however, does just that: it focuses on the “Cultural Specificity of East Central Europe.” Éva Forgács sees a specific commonality in the changeable history and political instability of the Central and East European countries, and she examines how it affected the Hungarian art scene. Agnieszka Chmielewska sees a common characteristic of the geopolitically peripheral countries in their desire for differentiation and “necessity to develop a national artistic capital” (p. 39). Referring to the discourse of post-dependence studies and Pascale Casanova’s concept of an “international literary space,” Chmielewska outlines how visual art in interwar Poland was oriented towards a universal modern art defined by the center mixed with the development of a distinct national art. Nadja Gnamuš concludes the chapter with a critique of the notion of “Eastern European art,” which she sees as “an ideological construct,” even a label, that fuels the “capitalist colonisation of the East” on the contemporary global art market (p. 42). She regards the activities of Moderna galerija Ljubljana and the Slovenian artists’ group IRWIN as promoting, at least to some extent, the institutionalization of Eastern European art and analyzes their methods of “self-historicization” as active instruments in the construction of history.

¹ BEÁTA HOCK: Introduction, in: BEÁTA HOCK, ANU ALLAS (eds.): *Globalizing East European Art Histories: Past and Present*, New York—London 2018, pp. 1–22, here p. 7.